Ist demokratische Zeitpolitik möglich? : Vom Zeitmanagement zur Politik der Eigenzeit

Autor(en): **Mückenberger, Ulrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **18 (1998)**

Heft 36

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-652373

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ulrich Mückenberger

Ist demokratische Zeitpolitik möglich?

Vom Zeitmanagement zur Politik der Eigenzeit

Daß ein Soziologe[1] oder ein Wahrnehmungs- und Kunstpsychologe[2] der Deutung der Zeitwahrnehmung in Kategorien gesellschaftlicher oder physiologischer Bedürfnisse nahestehen, mag wenig überraschen. Aber auch in der neuen theoretischen Physik[3] findet sich die Annahme, der euklidische dreidimensionale Raum und die Zeit, auch die Einsteinsche vierdimensionale Raumzeit, existierten nicht als solche, sondern nur als Projektionsfelder in der menschlichen Wahrnehmung, um die Phänomene der Wirklichkeit abbilden und verstehen zu können. Wenn diese Aussagen zutreffen, dann ist Zeit nicht etwas der menschlichen und gesellschaftlichen Sphäre Vorgegebenes – so wie ein Stein oder wie die Gravitation –, sondern ein gesellschaftlich Konstituiertes, ein von Menschen Geschaffenes und (damit) von Menschen Veränderbares. Dies ist eine für mein Thema vielleicht notwendige, wenngleich gewiß nicht hinreichende Bedingung.

Daß Zeit gesellschaftlich konstituiert sei, macht die Beschäftigung mit ihr keineswegs belanglos. Ob absolut vorgegeben oder gesellschaftlich konstituiert, sie bleibt ein wesentliches Merkmal unserer individuellen und kollektiven Verfaßtheit – wie übrigens die Gesellschaft selbst als ein gesellschaftlich konstituiertes ein solches ist. Und Zeit wird mit der Deutung als „reine Anschauung" keineswegs beliebig (in dem Sinne, daß sie ein bloßer Schein wäre und durch jedes beliebige andere Medium ersetzt werden könnte). Es spricht vieles dafür, daß zentrale gesellschaftliche Koordinationsprozesse ohne die Vorstellung von „Zeit" (ob nun vorgefunden oder erfunden), daß auch zentrale naturwissenschaftliche Errungenschaften (wie das Gesetz der Kausalität) ohne den Parameter Zeit nicht möglich wären, daß damit wohl Gesellschaft ohne Zeit nicht existieren könnte. Das hat Immanuel Kant genau vor Augen gehabt. Denn mit dem Begriff der „reinen Anschauung" meinte er, daß Zeit eine Vorbedingung jeglicher menschlicher Anschauung und auf Anschauung beruhender Erkenntnis sei.[4]

Zeitmanagement als Rationalisierungsmodus

Die Spannung meines Themas resultiert aus einer polemischen Zuspitzung der Kritik an „Zeitmanagement". Vielleicht werden Sie diese Kritik unbegründet oder übertrieben finden. Vielleicht werde ich Ihnen am Ende zustimmen müssen, daß das, was ich befürworte und in praktischen Projekten betreibe, eigentlich nichts anderes als „Zeitmanagement" ist. Versuchen wir uns aber doch erst einmal an dieser Kritik.

Zeitmanagement ist zunächst einmal nichts Anderes als die Übertragung betriebswirtschaftlicher Effizienzregeln auf die Zeit. Zeit wird als knappe

Ressource betrachtet und nach Input-Output-Regeln bewirtschaftet. Für den Bereich der Güterproduktion ist das nichts Neues. Daß „alle Ökonomie eine Ökonomie der Zeit ist", hat uns Marx gelehrt. Und von dort leitet sich seit langem die Kritik am Vordringen der abstrakten, linearen Zeit her – einer Zeit, die alle lebensweltlichen Bezüge von sich abstreift und nur mehr quantitativer Maßstab der Verausgabung von (ebenso abstrakter) Arbeit ist.

Was der Diskussion – und Kritik – heute eine neue Dimension gibt, ist das Übergreifen der Anforderungen des Zeitmanagements in den Bereich gerade personen- und „kunden-" bezogener Dienstleistungen. Die neue Dimension zeigt schon der Begriff „Zeitmanagement" an, der denjenigen der „Zeitökonomie" hinter sich gelassen hat, handelt es sich doch dabei offenbar um etwas „Feineres" als das bloße „Ökonomisieren"/„Sparen". Zeitökonomie mag noch der Güterproduktion adäquat erscheinen, aber der personenbezogenen Dienstleistung, der „Arbeit am und mit Menschen", bei der der Erbringer und der Nutzer der Dienstleistung „uno actu" verbunden sind, ist sie ein Fremdkörper – da ist „Zeitmanagement" irgendwie passender.

Ich weiß, auch im Dienstleistungsbereich gibt es nackte Zeitökonomie, die allein auf die Knochen der arbeitenden Frauen und Männer geht. Aber es gibt auch ein feineres Management, das – auch im Hinblick auf die uno actu verbundenen Nutzer/-innen – „Zeitmanagement" betreibt. Die betriebswirtschaftliche Lehre vom Dienstleistungsmanagement wird sich der Fragilität des Mediums Zeit wohl allmählich bewußt, und nicht zufällig im Zusammenhang mit dem (begehrten) Kunden. Sie interpretiert Dienstleistungen[5] als *„Zeitverwendungsangebote"*, innerhalb derer sie *„Zeitsparangebote"* und *„Zeitverwendungsangebote"* unterscheidet – je nachdem, ob der Klient eher an Kürze der Dienstleistungen (oder überhaupt ihrer Vermeidung), an der Dienstleistung (der berühmte Stempel unter dem Dokument) oder an der Erfüllung von Zeit durch eine Dienstleistung interessiert ist (eine Rückenmassage oder ein Konzert sind nicht umso wohltuender, je kürzer sie sind). Man sieht, hier hat bereits der Nachfrager die Beurteilungsperspektive bestimmt.

Die Dienstleistungsmanagementlehre unterscheidet sodann zwischen
der *Transaktions*zeit (in der die eigentliche Dienstleistung vollzogen wird),
der *Transfer*zeit (also die Zeit der Hin- und Herbewegung zum und vom Ort der Dienstleistungserbringung),
der *Abwicklungs*zeit (also die Zeit, die man aufbringt, um sich durch Vordrucke und Formulare zu kämpfen usw.)
und der *Warte*zeit (wobei ablaufbedingte – auf unternehmensinterne Ursachen zurückzuführende – und verkehrsbedingte – auf unregelmäßigen Nachfrageanfall zurückzuführende – Wartezeiten unterschieden werden).

Der häufigen Feststellung, daß Transfer-, Abwicklungs- und Wartezeiten oft die eigentliche Transaktionszeit übersteigen, und daß für die Kundenzufriedenheit (wieder schießt diese Beurteilungsperspektive dazwischen) im allgemeinen ein besseres Verhältnis zwischen Transaktions- und Nicht-Transaktionszeiten erforderlich ist, folgt dann eine Kette von Maß-

nahmevorschlägen des Zeitmanagements, die den „Zeitdieben" Transfer-, Abwicklungs- und Wartezeit den Kampf ansagen: Technikeinsatz, Vereinfachungen, flexiblerer Personaleinsatz, Nachfragesteuerung usw.

Der Gedankengang, den ich hier aus der Zeitmanagementlehre wiedergegeben habe, ist keineswegs abwegig. Ich hätte karikaturistischere (und leichter kritisierbare) Analysen und Rezepte wiedergeben können. Ich ertappe mich auch bei dem Gedanken, daß ich gerne einer ganzen Reihe angeblicher Dienstleister, mit denen ich tagtäglich zu tun habe, einen gewissen Respekt vor diesen „Transaktionszeiten" beibringen würde. Wahrlich, es gibt deftigere Beispiele. Da schreibt ein Profi in Sachen Messen und Ausstellungen in dem Blatt, hinter dem bekanntlich immer ein kluger Kopf steckt, einen Artikel mit dem lapidaren Titel: „15 Minuten reichen! Messegespräche effizient und produktiv führen"[6] und verkündet: „Der Verkäufer, der effizient und professionell arbeitet, nutzt dabei die 3-6-15-Regel als Richtschnur".[7] Die 3-6-15-Regel ist skurril. Der instrumentelle Charakter steht ihr aufs Gesicht geschrieben. Die Kommunikationsanweisungen, die in ihr enthalten sind, verdienen eigentlich den Charakter von Kommunikation nicht. Man lacht unwillkürlich darüber.

Und doch: dieser Text, beliebig ausgesucht, unterscheidet sich im Kern wenig – er ist einfach nur viel platter – von dem Gedankengang der vorher zitierten Dienstleistungsmanagementlehre. Was er mit ihm teilt, ist die klare Scheidung von Funktionalem und Unfunktionalem im menschlichen Umgang, oder eben: Transaktionszeit und Nicht-Transaktionszeit. Und was er weiter mit ihm teilt, ist die klare Kampfansage gegen das Unfunktionale – oder eben: gegen die Nicht-Transaktionszeit. Er sterilisiert diese menschliche Beziehung und trocknet sie aus. Ich glaube, wenn ich mich derart „kundenorientiert" behandelt fühle, ärgere ich mich wahrscheinlich weniger, aber froh werde ich beileibe nicht.

Karlheinz Geißler hat eine Beobachtung gemacht, die in diesen Kontext paßt.[8] Früher wurde die Zeit der Prozesse selbst – der Transaktionen – rationalisiert. Heute wird die Zeit der Übergänge – der Pausen, der Umwege, kurz: der Nicht-Transaktionen – rationalisiert. Er meint, dadurch verliere nicht nur der Umgang sein menschliches Gesicht, sondern dadurch verliere, paradoxerweise unter dem Signum der Produktivitätssteigerung, die Gesellschaft einen gewichtigen Anteil ihrer Produktivität. Es gibt wohl einiges dagegen einzuwenden, Zeitmanager zu werden.

Zeitpolitik und Eigenzeiten

Dem Begriff des „Zeitmanagements" stelle ich den Begriff der „Zeitpolitik" gegenüber. Gemeint ist damit ein anderes als nur funktionales Verständnis von und ein anderer als nur funktionaler Umgang mit Zeit. Gemeint sind Gestaltungen und Interaktionen, die personale Selbstverfügung im Alltag erlauben und ermöglichen, wobei Gesellschaft nicht als Hindernis, sondern als Akteur betrachtet wird, und die eben deshalb zu neuartigen gesellschaftlichen Kommunikations- und Partizipationsprozessen – einer „Agora" der

Zeiten des Alltags – führen. Zeitpolitik hat mit Eigenzeit und ihrer gesellschaftlichen Möglichkeit zu tun – gesellschaftlicher Möglichkeit in dem doppelten Sinne, daß gesellschaftliche Vorkehrungen zu ihrer Existenz notwendig sind, aber auch daß Eigenzeit im Kontext von Gesellschaft, also auch von kollidierenden Eigenzeiten, gedacht und gestaltet, „koordiniert" sein muß. Ein schwaches Glied in diesem Gedanken ist der grundlegende Begriff der Eigenzeit. Ich werde mich ihm von verschiedenen Seiten her annähern – ohne aber versprechen zu können, sein Geheimnis zu lüften.

Helga Nowotny hat dem Begriff einen vielbeachteten Essai gewidmet.[9] Sie spricht von „Eigenzeit, die jeder Mensch mit sich trägt" (1995, 37), stellt der „Eigenzeit, als Ich-Zeit aus der Perspektive des Individuums gesehen", die „Fremd-Zeit" gegenüber. Doch bleibt der Begriff bei ihr merkwürdig blaß und ungesellschaftlich, eher wohl ein Gegenbegriff zu gesellschaftlichen Tendenzen der Beschleunigung und der zunehmenden Linearität der Zeit als ein aus sich selbst begründeter.

Ich gehe dem Begriff von verschiedenen Disziplinen und Gedankenansätzen aus nach, um daraus gewisse Konturen zu gewinnen. Wolfram Schommers, Professor der theoretischen Physik, hat jüngst zu dem Thema „Zeit und Realität" eine voluminöse Monographie vorgelegt.[10] Darin diskutiert er die Zeit- (und fast durchgängig auch Raum-)Konzepte der modernen Physik-Geschichte, die besondere Relativitätstheorie mit ihrer vier-dimensionalen Raum-Zeit; die allgemeine Relativitätstheorie mit der Entdeckung der gravitationsabhängigen Zeit und die konventionelle Quantentheorie mit dem Zeitpfeil – unter dem Aspekt, inwieweit ihnen gelungen ist, den von Newton angenommenen absoluten Zeit-Begriff zu überwinden.

Kernfrage der Arbeit ist: Wie kann ein *Konzept von „Zeit" und „Raum"* entwickelt werden, das physikalisch und philosophisch haltbar ist, das insbesondere dem Machschen Prinzip entspricht, „daß alle metaphysischen Elemente (wie der absolute Raum und die absolute Zeit) aus dem Gebäude der Physik zu entfernen seien" (1997, 184/5)? Die Antwort ist aufschlußreich – gerade auch im Hinblick auf unsere Fragestellung:

Wirklichkeit und Bilder von der Wirklichkeit: Man muß unterscheiden zwischen „fundamentaler Wirklichkeit" (dem, was ist, was aber direkter menschlicher Wahrnehmung verschlossen ist) und „Bildern von der Wirklichkeit" (dem, was Menschen für die Wahrnehmung der Wirklichkeit halten und nach dem sie die Wirklichkeit konstruieren).

Raum und Zeit als Hilfsgrößen im Kopf des Beobachters: Raum und Zeit befinden „sich ausschließlich im Kopf des Beobachters"; „sie werden damit zu reinen Hilfsgrößen". „Raum" (euklidisch die Koordinaten x, y, und z – zusammen = r) und „Zeit" (t) sind dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen entsprechende „Bildvariable" (S. 429), „Hilfsgrößen zur geometrischen Beschreibung von Wirklichkeit" (S. 221 u.ö.). Raum und Zeit befinden „sich ausschließlich im Kopf des Beobachters"; „sie werden damit zu reinen Hilfsgrößen, mit denen die Wirklichkeit beschrieben wird" (S. 218).

Prinzip der Wirklichkeitsebenen (S. 499 u.ö.): Mithilfe dieser Hilfsgrößen – nämlich „auf der Grundlage des (r,t)-Raumes" – konstruiert der Mensch

eine der fundamentalen Wirklichkeit approximierte fiktive Wirklichkeit – im (p, E)-Raum (p steht für Beschleunigung, E für Energie – beides konstituiert die in der fundamentalen Wirklichkeit sich vollziehende Selbstbewegung der Massen m).
Ersetzung der absoluten durch systemspezifische Zeit: Mit der Zuordnung von Raum und Zeit zu den „Bildern der Wirklichkeit" statt zu der „Wirklichkeit" selbst wird es möglich, das widersprüchliche und nicht empirisch einlösbare (daher mit dem Machschen Prinzip unvereinbare) Postulat der „absoluten Zeit" und des „absoluten Raumes" abzustreifen und durch ein Konzept der „systemspezifischen Zeit" zu ersetzen.

Auch wenn ich dieses Buch teilweise in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Beweisführungen nicht überprüfen kann, ist doch allein die Tatsache interessant, hier von einem Theoretiker der Physik der absolute Charakter der Zeit radikaler in Frage gestellt wird, als dies in den Relativitätstheorien und der Quantentheorie bis her der Fall war. *Zeit ist danach eine gesellschaftliche Konstruktion, nicht eine Gegebenheit.* Mit dem absoluten wird zwar nicht zwangsläufig auch der objektive Charakter der Zeit in Frage gestellt: natürlich gibt es Messung, Uhren, Zeitstrukturen – aber sie sind nicht natürlich oder logisch vorgegeben, sondern sie sind Konventionen, unter Umständen auch Zwang, aber durch die Gesellschaft, nicht durch die Natur auferlegter. Interessant ist, auf diese Weise *die Struktur der Zeitwahrnehmung den phylo- und ontogenetischen Bedingungen des Zeitempfindens wieder anzunähern:* das Zeitempfinden (S. 53 ff.), der prinzipielle Unterschied von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, der Unfug des Spieles mit Zukunfts- und Vergangenheitsreisen, das „Werden" als unbestimmte Zukunft, die Funktion des Gehirns im Kontext der Erinnerung (S. 496). Interessant ist schließlich die *Vielfalt (und Selbstbestimmtheit) von Zeiten,* die sich aus der Ablösung des Konzepts absoluter Zeit durch systemspezifische Zeiten ergibt. Das bedeutet zumindest einen Zuwachs gesellschaftlicher Autonomie gegenüber Zeit. Denkbar ist, daß mit dem Begriff der systemspezifischen Zeiten ein Hinweis auf die Möglichkeit von Eigenzeiten, von *Zeitpolitik* gegeben ist.

Schommers legt damit von der Disziplin der Physik her nahe, Zeit nicht nur, nicht einmal in erster Linie von dieser Disziplin aus zu beurteilen, sondern von der Seite der Zeitwahrnehmung her, also der Wahrnehmungspsychologie und -physiologie. Aufschlußreich sind in dieser Hinsicht die neurophysiologischen und psychophysischen Untersuchungen zum menschlichen Zeiterleben, die Ernst Pöppel – Professor für Sinnesphysiologie und Medizinische Psychologie – angestellt hat. Pöppel stellt eine hierarchische Klassifikation von Zeitphänomenen im Hirn auf, die den aktiven Anteil der menschlichen Sinnesapparatur an der Zeitwahrnehmung und -gestaltung veranschaulichen. Alle diese Phänomene widersprechen dem, was er das „cartesianische Modell der Informationsverarbeitung" oder auch das „Bottom-up-Prinzip" nennt: „daß Informationen aus verschiedenen Sinneswelten – also etwa aus der visuellen, auditiven oder taktilen Welt – jeweils von entsprechenden Sinneszellen umgewandelt, gleichsam als ‚Hirnsprache'

verfügbar gemacht werden, und daß uns auf dieser Grundlage ein Bild der Welt vermittelt wird. In einem solchen Modell der Welterfahrung sind wir der Welt als passive Rezipienten ausgeliefert. Die Wirklichkeit unseres Erlebens ist jedoch nicht passive Rezeption; wir konstruieren die Welt. Das Hirn ist nicht ein passiver ‚Filter', sondern das Hirn hat gestaltende Kraft."[11]

Vieles spricht dafür, daß die mechanistisch verkürzte Konzeption der menschlichen Wahrnehmung unsere Alltagsvorstellungen – auch unser Bild der Zeit, das immer noch demjenigen Isaac Newtons näher ist als demjenigen Einsteins – nach wie vor prägt. Insofern sind Pöppels Anmerkungen zu dem cartesianischen Modell durchaus von aktuellster Bedeutung. Pöppel stellt dem Bottom-up-Prinzip das „Top-down-Prinzip" entgegen, nämlich „daß vom Bewußtsein bestimmt wird, welche Reize überhaupt akzeptiert werden."[12] Ihn interessieren – auf den Feldern der Wahrnehmung, des Lernens und Gedächtnisses, der Gefühle und der Reaktionen – die aktiven Leistungen des Sinnenapparates: was er aus einem scheinbar vorgegebenen äußeren Reiz „macht". Er verdeutlicht das auf dem Gebiet der Zeitwahrnehmung daran, wie das Hirn „Gleichzeitigkeit"/"Ungleichzeitigkeit", „Aufeinanderfolge", „Gegenwart" und „Dauer" konstruiert.[13] Die übergreifende Aussage ist bedeutsam: Danach nimmt die Sinnesapparatur Zeitabläufe nicht linear – also in beliebig kleine Teile stückelbar – auf und wahr, sondern periodisch, also in zu Wahrnehmungsquanten zusammengesetzen Zeiteinheiten/-gestalten. Dabei scheint die Konstitution dieser Quanten dadurch bedingt zu sein, daß nur diese der Wahrnehmungsfunktion des Hirns zugänglich sind.

Ungleichzeitig erklingende Töne nehmen die beiden Ohren bis zu einer bestimmten Schwelle (3 Millisekunden Abstand) als gleichzeitig wahr – bis zu dieser Schwelle konstruiert das Ohr die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Die Abfolge zweier ungleichzeitig erklingender Töne wird durchschnittlich erst bestimmbar, wenn zwischen ihnen ein zeitlicher Abstand von wenigstens etwa 30 Millisekunden besteht. Unterhalb dieser Schwelle werden sie zwar als ungleichzeitige, aber nicht in ihrer wirklichen Reihenfolge erkannt. Auf dieser „Quantelung" beruht die Fähigkeit zum Bilden von „Sequenzen", das heißt die Verbindung wahrgenommener und gespeicherter kurzzeitiger Ereignisse zu Ketten, zu „sequentiellen Sinnzusammenhängen" („zeitliche Integrationsmechanismen").

Sequenzierung und zeitliche Integrationsmechanismen sind offenbar Voraussetzung von „Wahrnehmungsgestalten", die so etwas wie „Gegenwart" konstituieren. Gegenwart ist „die auf einem automatischen Integrationsprozeß beruhende Zeitstruktur." Pöppel bezieht sich auf Versuche, die zeigen, daß auch hier eine „Quantelung" besteht: Ereignisse, die die Sinne innerhalb eines zeitlichen Abstandes von etwa 3 Sekunden erreichen, können vom Sinnesapparat zu „Wahrnehmungsgestalten" zusammengezogen werden, solche, die diesen zeitlichen Abstand überschreiten, werden als getrennte wahrgenommen ("Ein Reiz kann nur innerhalb einer bestimmten Zeitstrecke als Ganzes überblickt werden."). Dieser auf etwa 3 Sekunden begrenzte zeitliche Integrationsmechanismus scheint nicht nur für die

Wahrnehmung, sondern auch für intentionale Bewegungen – damit auch für die „Synchronisation von Sinnenreizen mit Bewegungen" – und schließlich auch für das Kurzzeitgedächtnis zu gelten.

Experimentell wurde beobachtet, daß gesprochene Sinnabschnitte, gesprochene Verszeilen in der Dichtkunst, Aufmerksamkeit erweckende musikalische Motive sich auffallend häufig innerhalb dieser Zeitstruktur bewegen. Diese Beobachtungen legen die Annahme nahe, daß Gegenwart ein Quantum derjenigen Zeit ist, die als gegenwärtig erlebt kann und von der aus andere Zeitquanta als Vergangenheit oder Zukunft abgehoben werden können. Wiederum hebt sich diese psychologische Gegenwartsvorstellung deutlich vom linearen Zeitbegriff ab, der Gegenwart nur als rein logischen, quasi körper- und ausdehnungslosen Schnittpunkt von Vergangenheit und Zukunft definiert und damit völlig entsubstanzialisiert – was ja wohl vollständig damit kontrastiert, daß wir nur Gegenwart und nichts als Gegenwart zu „erleben" imstande sind. Aus der Sequenz: Gleichzeitigkeit – Ungleichzeitigkeit – zeitliche (Ab-) Folge – subjektive Gegenwart – zeitliche Dauer setzt sich Zeit in unserem Erleben zusammen (Hirn S. 145/6).

Nobert Elias erkennt in der gesellschaftlich entwickelten Fähigkeit, eine gedankliche Synthese von sich ungleichzeitig Ereignendem zu vollziehen, die eigentliche zivilisatorische Leistung der Erfindung der Zeit: „Auf ihrem gegenwärtigen Entwicklungsstand ist die Zeit, wie man sieht, eine symbolische Synthese auf sehr hohem Niveau, eine Synthese, mit deren Hilfe Positionen im Nacheinander des physikalischen Naturgeschehens, des Gesellschaftsgeschehens und des individuellen Lebensablaufs in Beziehung gebracht werden können."[14] „Wenn ich derart auf die Fähigkeit der Synthese hinweise, dann beziehe ich mich hier besonders auf das Vermögen von Menschen, in ihrer Vorstellung etwas gegenwärtig zu haben, was realiter hier und jetzt nicht gegenwärtig ist, und es mit dem zu verknüpfen, was realiter hier und jetzt geschieht."[15]

Beide Exkurse – derjenige in die theoretische Physik der Zeit und derjenige in die Neurophysiologie der Zeit – machen plausibel (zu ihrer immanenten Überprüfung fehlen uns Zeit und Kompetenz), Zeit nicht als „Gegebenheit" zu betrachten, sondern als etwas „Hergestelltes".[16] Nehmen wir Norbert Elias' Annahme hinzu, daß diese „Herstellung" Ergebnis einer kollektiv erworbenen Kultur der Orientierung und Regulierung ist,[17] dann können wir auch sagen: Zeit und Zeiten sind soziale Konstrukte.

Das besagt nun überhaupt nicht, daß Zeit nicht „da", nicht „real", sondern daß sie „Einbildung" sei. Natürlich ist sie real und da. Natürlich hat sie Macht über uns. Aber sie tut das als gesellschaftlich gemachte und gestaltete – nicht als Naturding oder Beschaffenheit. Sie ist eine Art „Zauberlehrling": eine Kraft, die demjenigen, der sie hervorbrachte, nun eigenständig entgegentritt: „die Geister, die ich rief, werd' ich nicht los." Diese verselbständigte Kraft teilt sie mit anderen Resultaten dieser Gesellschaft – wie dem Geld oder der Sprache.

Auch wenn dieses Zwischenergebnis nicht unbedingt behaglich ausfällt, es ist doch ein wichtiges Element unseres Gedankenganges. Wenn Zeiten

eine soziale Konstruktion sind, dann kann daran gedacht werden, sie zu gestalten, sie auch anders zu gestalten, als sie derzeit beschaffen sind. Dann können sie zum Gegenstand des Nachdenkens und des Diskurses gemacht werden. Sollte es zutreffen, daß Zeit die Gleich- oder Ungleichzeitigkeit, zeitliche Abfolgen, Gegenwart und Dauer von Abläufen, Ereignissen und Handlungen repräsentiert, dann wird aber auch die Tragweite dessen deutlich, um dessen „Gestaltung" es da geht. Es geht da der Sache nach um eine neue Verbindung und Zuordnung jener Abläufe, Ereignisse und Handlungen, die in ihrer zeitlichen Synthese bestehen und als „Alltag" wahrgenommen werden. Die Vorstellung einer *„Zeitpolitik"* bekommt dadurch ihren großen und schwindelerregenden Charakter – impliziert sie doch weit mehr, als da und dort die Uhr ein wenig umzustellen, diesen Fahrplan oder jene Öffnungszeit ein wenig zu verändern. Sie betrifft die Koordinaten des gesellschaftlichen Zusammenlebens – den Alltag, also das, „wo alles zusammenkommt".[18]

Eigenzeit als Medium der Musikästhetik – ein Exkurs

Mit der Kritik der absoluten Zeit und dem Aufweis von Zeit als sozialer Konstruktion ist verbunden, Zeit oder besser Zeiten stärker dem die Gesellschaft konstituierenden Partikularen zuzuordnen. Eigenzeiten würden sicher auch den das Zeitempfinden hervorbringenden individuellen Prozessen stärker Rechnung tragen als von außen gesetzte absolute Zeiten. Beides spricht dafür, in Eigenzeiten nicht lineare, abstrakte und quantifizierende, sondern eher sprunghafte, situative und darin qualitative Zeitmuster zu vermuten. Sicher werden sie dann im Konflikt liegen mit dem vorherrschenden Zeitmuster der Ökonomisierung der Zeit (das ist ja doch wohl Linearisierung, Abstrahierung und Quantifizierung der Zeit). Ich bin überzeugt, daß die Künste einiges zum Verständnis der Eigenzeit beitragen können, sind sie doch dem Zwang zum ökonomisch-effizienten Funktionieren zumindest nicht so unmittelbar ausgesetzt wie Produktionsstätten und Dienstleistungsbetriebe, Messen und Märkte. Was verbindet Musik so eng mit Zeit? Vielleicht läßt sich das am leichtesten verdeutlichen an zwei Definitionsversuchen. Eduard Hanslick, gefürchteter Musikkritiker und Brahms-Freund, schrieb 1854:

„Tönend bewegte Formen sind einzig und allein Inhalt und Gegenstand der Musik".[19]

Nicholas Harnoncourt, der Dirigent, der sich unter anderem um die Entschlackung Mozartscher Werke verdient gemacht hat, bezeichnet sie als „Klangrede".[20]

Beides sind pointierte Ausdrücke für die Tatsache, daß musikalisches Geschehen zwar Gemeinsamkeiten mit anderen menschlichen Artikulationsformen – wie der Sprache – hat, aber im Gegensatz zu ihnen keine kognitiven „Inhalte" übermittelt. Musik äußert sich in „Klang" und dessen „Bewegung". Gleichwohl können wir diesen „tönend bewegten Formen" folgen: wir können Motive erkennen (und wiedererkennen); wir können

Veränderungen, größere Zusammenhänge wahrnehmen; wir bekommen Spannungen und deren Auflösung mit. Aber nicht nur das: wir nehmen wahr, ob jemand einen musikalischen Gedanken überzeugend und „richtig" vorträgt; wir werden fröhlich oder traurig berührt; uns „überzeugt" ein Spannungsbogen oder wir finden ihn „aufgesetzt".

Was hat das mit Zeit zu tun? Nun: Töne, Klangkörper und -farben entfalten mit ihrer Bewegung ihre Dimension *in* der Zeit. Die Entfaltung von Motiven zu Themen, die Variierung und Durchführung, die Wiederholung, der Auf- und der Abbau von Spannung, die Be- und Entschleunigung, das Leiser- und Lauterwerden – all dies sind Geschehensabläufe, die die musikalischen Elemente in der Zeit erfahren und die wir als zeitlichen Prozeß wahrnehmen, in dem wir uns durch Erinnern, Vergleichen, Zusammenhören orientieren. Bei der gesprochenen Sprache können wir uns von diesem Zeitspiel ab- und dem „Inhalt des Gesagten" zuwenden. Der Reiz des Musikalischen ist, das eben nicht zu können, damit aber auch der Repräsentation des Zeitspiels in unserem Zeitempfinden Raum lassen können.

Dies hat in der Musik zu einer Kultur des Gestaltens von Zeit geführt, die ich im folgenden am Kontrast von Tempo und Zeit veranschaulichen möchte. In den letzten drei Jahrhunderten – und sicher nicht zufällig im Einklang mit den Zeitstrukturen des Industriezeitalters – hat sich in der Musik ein Zeitmuster herausgebildet, das linearen Charakter hat und dessen Linearität durch immer präzisere Meß- und Steuerinstrumente (man denke an die Entwicklungsstufen des Metronoms) durchgesetzt und kontrolliert wurde. Dabei ist zweierlei interessant: Jedes Stück erhielt fortan ein durchgehendes Zeitmaß (Metrum), das durch immer wiederkehrende gleiche Grundeinheiten (Takte) gebildet wurde. Damit war die lineare zeitliche Durchorganisation des Stückes gegeben. Aber nicht nur das: Wenn wir die wiederkehrenden Grundeinheiten (Takte) betrachten und typisieren, die für unser Zeitalter herrschend geworden sind, finden wir, daß sie sich alle auf ein Zweier- oder ein Dreier-Zeitmaß zurückführen lassen. Das ist nicht selbstverständlich: in der türkischen Musik etwa gibt es bis heute 5/8-, 7/8-, 11/8- oder 21/8-Takte, bei uns (ich spreche nicht von neueren Abweichungen) nur noch solche, die sich als Grundform auf den Laufschritt (Marsch) oder den Tanzschritt (Walzer) zurückführen lassen. Ich gehe den Implikationen dieser Reduktion hier nicht nach.

Die zweite Beobachtung wird, weil sie fast schon unsere zweite Natur ist, seltener wahrgenommen als die erste. Aber sie macht die Linearität – intuitiv will ich sagen: Abstraktheit und Fremdbestimmtheit, aber ein Umstand, den ich gleich noch mitteilen werde, hindert mich daran! – des vorherrschenden Zeitmusters, das ich Tempo nenne, besonders deutlich. Setzte sich die Zeitorganisation unserer neuzeitlichen Musik ausschließlich aus diesen zwei linearen Momenten – Metrum und Takt – zusammen, wäre sie stinklangweilig und verdiente nicht das Beiwort Kunst. Tatsächlich hat diese Zeitorganisation aber auch das genaue Gegenteil in Gang gesetzt und kultiviert: sozusagen den systematischen Verstoß gegen das lineare Zeit-

maß. Das ist vermutlich im Barock verhältnismäßig weniger (oder weniger beachtet), in der Klassik und Romantik zunehmend mehr der Fall gewesen. Damit mag zu erklären sein, daß die dafür zentralen beiden musikästhetischen Grundbegriffe – Agogik und Dynamik – erst relativ spät zu Allgemeingut geworden sind: wohl vornehmlich mit der gleichnamigen Schrift von Hugo Riemann von 1884.[21]

Agogik[22] ist in der zeitlichen Organisation des musikalischen Stoffes der innere Widerpart zur linearen Takt/Metrum-Struktur. Sie bewegt sich in ihr, „verstößt" aber zugleich gegen sie. Und dieser Verstoß begründet das, was man „musikalischen Ausdruck" nennt, was unterschiedliche Interpreten als „Persönlichkeiten" erkennbar macht und was die Welt- und Kunstanschauungen ganzer Zeitalter voneinander unterscheidet.

Ein kleiner Blick wieder zur Eigenzeit. Offenbar hat sie Ich-Bestandteile, auf die etwa die Wahrnehmungspsychologie oder die Erkundung der Biorhythmen verweisen. Sie hat aber wohl auch Umgebungsbestandteile, an deren raumzeitlicher Struktur die individuelle sich gerade abarbeitet, stößt und dadurch „findet". Eigenzeit wäre dann nicht so sehr robinsonhaft als „Ich-Zeit" zu verstehen – wie es tendenziell bei Helga Nowotny der Fall ist –, sondern wäre eher als das Gelingen eines Prozesses der Vermittlung zwischen subjektiven und objektiven Zeitstrukturen zu verstehen: also nicht etwas, was ist, sondern etwas, was geschieht und (im günstigen Falle) „glückt".

Also kann man wohl auch das undifferenzierte Verdikt über Linearität oder „Tempo" (Linearität – intuitiv will ich sagen: Abstraktheit und Fremdbestimmtheit), das in einem neueren „musikökologischen" Diskurs angelegt ist, kaum aufrechterhalten.[23] Wie fehlerhaft wir die Tempobezeichnungen früherer Musikperioden rezipiert haben, ist noch nicht geklärt. Und man kann tatsächlich den undifferenzierten Beschleunigungstendenzen des Musikbetriebes kritisch gegenüberstehen. Aber das Motto „Tempolimit: halb so schnell" verfehlt den eigentlichen Punkt genauso wie die schlichte Beschleunigung: die Frage, inwieweit ein musikalischer Ort und ein Zeitmaß Raum gibt für die Vermittlung von objektiven und subjektiven Zeitstrukturen.

Vielleicht wird jetzt verständlicher, daß ich eingangs versprach, mich dem Begriff der Eigenzeit von verschiedenen Seiten her anzunähern, daß ich aber nicht versprechen konnte, sein Geheimnis zu lüften. Er verbleibt in einer Spannungslage, die ich noch nicht zufriedenstellend lösen kann. Er ist einerseits dem funktionalen Zeitregime entgegengesetzt, das ich am Begriff des „Zeitmanagements" aufzuweisen versucht und kritisiert habe. Dieses funktionale Zeitmanagement verbleibt auf der Ebene objektiver „ökonomischer", „systemischer" Interessen; es nimmt Zeitempfinden und Zeitwünsche der Menschen und ihres Alltags, wenn nicht überhaupt nur manipulativ, so doch nur als einschränkende Bedingung eigenen Handelns wahr und ernst. Ein Bestreben zur Entfaltung dieser Zeitwünsche geht ihnen sicherlich ab (einem solchen Ansinnen würden sich Zeitmanager auch sicher verweigern).

Andererseits scheint mir ein Verständnis von Eigenzeit zu eng, das – wie ich am Beispiel Helga Nowotnys andeutete – sie gleichsetzt mit „Eigenzeit, die jeder Mensch mit sich trägt" (1995, 37) und das „Eigenzeit, als Ich-Zeit aus der Perspektive des Individuums gesehen," der „Fremd-Zeit" gegenüberstellt (S. 42). Vielfach wird das Mit-sich-allein-Sein gar nicht als erfüllte Zeit erlebt; oft erfahren Erwerbslose oder Rentner eine Entstrukturierung ihres Alltags gerade aus einem Überfluß an individuell verfügbarer Zeit. Eigenzeit wird also auch nicht „rein subjektiv" zu bestimmen sein. Nahe liegt anzunehmen, daß Eigenzeit sozusagen das gelungene Ineinandergreifen von gesellschaftlichen Zeitstrukturen und subjektiven Zeitempfinden und -bedarfen bezeichnet. Es gibt offenbar – und darauf hat vor allem Norbert Elias hingewiesen – nicht einfach Zeitempfinden und Zeitbedarf, sondern ein kompliziertes Gespinst von gesellschaftlichen Bedingungen und persönlichen Ausprägungen, das „erfüllte Zeit", „Eigenzeit" erlaubt. Während jede Vereinseitigung „Eigenzeit" erschwert.

Demokratische Zeitpolitik und Polis – Agora

Damit wird deutlich, daß gesellschaftliche Gestaltung von Zeit – „Zeitpolitik" nannte ich sie – immer schon stattfand und stattfindet und stattfinden muß. Denn immer schon, und in neuerer Zeit verstärkt, wurde dieses Wechselverhältnis, die zeitliche Koordination, von individuellem Handeln und gesellschaftlichen Strukturen „geprägt", „gestaltet". Nur waren es bislang üblicherweise recht einseitige Akteure, die den Bürgerinnen und Bürgern „ihre" Zeitstrukturen aufzwangen und einprägten: die Kirchen, die die Bet-, die Fabriken, die die Werkglocken befehlend ertönen ließen, der Staat, der die Uhrzeit „normalisierte".

Zeitpolitik als ein demokratisches Räsonnieren um und Experimentieren mit Zeitkoordination zu fordern, ist nicht für sich etwas Ungewöhnliches, sondern sie klagt lediglich das Teilnahmerecht an diesem Gestaltungsprozeß für einen Akteur ein, der bislang darauf wenig Einfluß hatte. Diese Forderung folgt keinem wesentlich anderen Leitmotiv als demjenigen von Sigmund Freud: „Wo Es ist, soll Ich werden". Wo bislang Konvention, Religion, Autorität die zeitlichen Koordinaten des Alltags bestimmten, sollen künftig diejenigen, die diesen Alltag leben, mitgestalten. Daß ich die *Schwierigkeit* demokratischer Zeitpolitik nicht geringschätze, habe ich schon eingangs eingestanden. Sollte es zutreffen, daß Zeit die Gleich- oder Ungleichzeitigkeit, zeitliche Abfolgen, Gegenwart und Dauer von Abläufen, Ereignissen und Handlungen repräsentiert, dann wird aber auch die Tragweite dessen deutlich, um dessen „Gestaltung" es da geht. Es geht da der Sache nach um eine neue Verbindung und Zuordnung jener Abläufe, Ereignisse und Handlungen, die in ihrer zeitlichen Synthese bestehen und als „Alltag" wahrgenommen werden. Die Vorstellung einer „Zeitpolitik" bekommt dadurch ihren großen und schwindelerregenden Charakter. Sie betrifft die Koordinaten des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Worin die Umrisse und die Ansätze einer demokratischen Zeitpolitik bestehen

können, kann ich hier nicht darstellen. Dazu liegen Publikationen vor.[24] Nur die Themenfelder und Kernpfeiler, um deren Ausgestaltung es dabei geht, seien kurz genannt. Es geht um:
Zeitkonflikte: Inwiefern bestehen zwischen Zeitanbietern und Zeitnachfragern, aber auch innerhalb der Zeitanbieter und innerhalb der Zeitnachfrager Interessenwidersprüche und welche Verständigungsfelder tun sich dabei auf?
Zeitkoordination: Wie kann man die Zeitwahrnehmung und -bedarfe von Bürgerinnen und Bürgern ermitteln und unterstützen und dabei Regeln gesellschaftlicher Konkordanz finden?
Zivilgesellschaftliche Foren und Verfahren: Welche neuartigen Prozesse und Foren können entwickelt werden, um den öffentlichen Diskurs und die Beteiligung „der Beteiligten" an kommunaler Zeitpolitik[25] zu ermutigen und folgenreich werden zu lassen?

Demokratische Zeitpolitik ist eine Politik, die die gelebte Zeit als Indikator, als Seismograph der Qualität des Alltags der Bürgerinnen und Bürger der Kommune versteht, aufnimmt und gestaltet. Sie führt systematisch die „taktbestimmenden" Akteure der Stadt mit den von diesen Takten Betroffenen zusammen, um mithilfe besserer Kooperation und Koordination der Akteure in der Kommune diese Lebensqualität zu steigern. Das Attribut „demokratisch" verdient diese Zeitpolitik deshalb, weil sie durchweg auf neuartigen Beteiligungsprozessen der einzelnen Bürger/-innen und Gruppen im kommunalen Bereich aufbaut. Denn gelebte Zeiterfahrung und Alltagsqualität kann nicht von oben verordnet werden, sie kann nur von den Betroffenen selbst bestimmt und mitgeteilt werden.

Anmerkungen

1 Zeit als Ausdruck und Ergebnis einer hohen menschlichen Syntheseleistung, die erst im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu verstehen ist: Nobert Elias, Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II, Frankfurt/M.: 1984. Diesen Begriff übernimmt Kurt Weis, Zur Einführung: Was verdeutlicht das Fragen nach Zeit? In: ders., Hg., Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion, München: 1996, S. 9/10.

2 Ernst Pöppel: Lust und Schmerz. Vom Ursprung der Welt im Gehirn. Berlin: Siedler 1993, Teil C. <zit. Lust und Schmerz>; ders., Zum formalen Rahmen des ästhetischen Erlebens. Ein Beitrag aus der Hirnforschung, in: Wolfgang Welsch (Hg.), Die Aktualität des Ästhetischen, München, Wilhelm Fink Verlag 1993, S. 227-246 <zit. Ästhetisches Erleben>; ders. Wie kam die Zeit ins Hirn? Neurophysiologische und psychophysische Untersuchungen zum menschlichen Zeiterleben. In: Weis (Hg.), a. a. O., S. 127-152 <zit. Hirn>.

3 Wolfram Schommers, Zeit und Realität. Physikalische Anätze – Philosophische Aspekte, Zug/Schweiz: Alfred Schmidt-Stiftung, 1997.

4 „Mag aber auch die Zeit, an sich und unbedingt gesetzt, ein Seiendes der Einbildung sein, so ist sie doch, sofern sie zum unveränderlichen Gesetz des Sensiblen als solchen gehört, ein ganz wahrer B egriff und die über alle möglichen Gegenstände der Sinne sich ins Unendliche erstreckende Bedingung einer anschauenden Vorstellung." (De mundi sensibilis atque intelligentibilis forma et principiis/Von der Form der Sinnen- und

Verstandeswelt und ihren Gründen, § 14, Ausgabe Wilhelm Weischedel, Kant-Werke, Darmstadt 1968, Band 5). Siehe auch Kritik der reinen Vernunft: „Die Zeit ist nicht etwas, was für sich selbst bestünde, oder den Dingen als objektive Bestimmung anhinge, mithin übrig bliebe, wenn man von allen subjektiven Bedingungen der Anschauung derselben abstrahiert ... Die Zeit ist nichts anderes, als die Form des inneren Sinnes, d. i. des Anschauens unserer selbst und unsers innern Zustandes." (Kritik der reinen Vernunft, I. Transzendentale Elementarlehre, Erster Teil, 2. Abschnitt, Ausgabe Wilhelm Weischedel, Kant-Werke. Darmstadt 1968, Band 3, S. 84/93). Zum Ganzen Rudolf Eisler, Kant-Lexikon, Stichwort „Zeit", Georg Olms Hildesheim 1969, S. 614-19.

5 Ich folge hier Hans Corsten: Dienstleistungsmanagement. 3. Aufl., München/Wien: Oldenbourg 1997, S. 358 ff.

6 Hans-Dieter Kurrle. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 27. Januar 1998, S. B 11.

7 3 Minuten gönnt er sich und dem Besucher, um herauszufinden ob der wirklich interessiert ist. 3 weitere Minuten gibt er im negativen Fall, um den Besucher – „natürlich auf höfliche Art und Weise" – loszuwerden. ("Er hat also insgesamt sechs Minuten investiert, in denen er sich um den Besucher kümmerte und um eventuell eine brauchbare Adresse für die Marketing-Datenbank zu erhalten.") 12 weitere Minuten investiert der gute Verkäufer in den aufgrund der ersten 3 Minuten als „potentiellen Kunden" identifizierten Besucher. „Was ist das Resultat produktiver und effizienter Gesprächsführung? Wenn die 3-6-15-Regel konsequent angewendet wird, lassen sich rein rechnerisch auf diese Weise von jedem Verkaufsmitarbeiter im Messeteam mindesten 4 Gespräche pro Stunde, also etwa 30 qualifizierte Messegespräche pro Tag und Person führen mit dem Ergebnis ebenso vieler qualifizierter Messekontaktberichte". Merke: *„Die Messeberichte, die am Ende ‚schwarz auf weiß' vorliegen, sind in der Regel das einzige ‚handfeste' und zugleich wertvollste Ergebnis der Messe".*

8 Karlheinz A. Geißler: Mit den Zeiten ändern sich die Zeiten – Eine kleine Geschichte des Umgangs mit der Zeit. In: Ulrich Mückenberger (Hg.), Zeiten der Stadt. Reflexionen und Materialien zu einem neuen gesellschaftlichen Gestaltungsfeld. Bremen 1998, S. 112 ff.

9 Helga Nowotny: Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls, 2. Aufl., Frankfurt/M.1995.

10 Schommers a. a. O.

11 Ästhetisches Erleben (a. a. O.), S. 230/31.

12 Ästhetisches Erleben (a. a. O.), S. 231.

13 Hirn (a. a. O.), S. 129-147. Vgl. Anm. 2

14 Elias, a. a. O., S. XXIV.

15 Elias, a. a. O., S. 45.

16 Pöppel hält – entgegen dem, was wir aus seinem Gedankengang herleiten – überraschend und nicht widerspruchsfrei an Newtons absolutem Zeitbegriff fest: Hirn, S. 146 (aber S. 147: Newtons Zeitbegriff: „eine sekundäre Konstruktion"). Dies dürfte aber an der oben vorgenommenen Deutung seiner Ergebnisse nichts Wesentliches ändern.

17 Elias, a. a. O., S. XXII und XXIII u. ö.

18 Karin Jurczyk, Maria R. Rerrich: Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo „alles zusammenkommt". In: dies. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zur Soziologie der alltäglichen Lebensführung, Freiburg. 1993, S. 11 ff.

19 Eduard Hanslick: Vom Musikalisch-Schönen. Leipzig 1854. Darmstadt 1981, S. 31.

20 Nicholas Harnoncourt: Musik als Klangrede. München/Kassel et al. 1985.

21 Hugo Riemann: Musikalische Dynamik und Agogik. 1884.

22 Agogik: „Agogik, die Lehre von den durch einen lebendigen Ausdruck bedingten kleinen Modifikationen des Tempos (auch Rubato, Tempo rubato)" – Dynamik: „Die Lehre von den Kräften und den durch sie erzeugten Bewegungen; in der Musik bezeichnet D. die Abstufungen der Tonstärke". – Agogik und Dynamik: „Im allgemei-

nen geht die Agogik parallel mit der Dynamik, d. h. ein geringes Treiben gesellt sich dem crescendo, Schwerpunktsnoten werden etwas gedehnt, und weibliche Endungen lenken mit abnehmender Dehnung zur Normalgeltung zurück (diminuendo)". (Hugo Riemann, Musik-Lexikon, 5. Aufl., Leipzig: Max Hesse, 1900).

23 Etwa Grete Wehmeyer: prestißißimo. Die Wiederentdeckung der Langsamkeit in der Musik. Hamburg: Kellner 1989.

24 Ulrich Mückenberger: Towards institutionalising urban time policies. In: Transfer. European Review of Labour and Research, vol. 3, n. 4, december 1997, S. 737 – 50; Dietrich Henckel/Matthias Eberling (Hg.), Informationen zur Raumentwicklung, Sonderheft Stadträume und Zeitpolitik, 1998 (i. Erscheinen); Ulrich Mückenberger, Auf dem Wege zur Institutionalisierung kommunaler Zeitpolitik. In: Informationen zur Raumentwicklung, a. a. O.

25 Dazu eingehend Matthias Eberling/Dietrich Henckel: Kommunale Zeitpolitik. Veränderungen von Zeitstrukturen – Handlungsoptionen der Kommunen, Berlin 1998; Ulrich Mückenberger (Hg.), Zeiten der Stadt (a. a. O.).

ORANIS OFFSE

Bei uns werden Sie nicht eingewickelt!

Verlangen Sie Offerten, z.B. für:

- Satz und Gestaltung
- Geschäftsberichte
- Flyers
- Broschüren
- Zeitschriften
- Bücher
- Kleinplakate
- Briefpapiere
- Couverts
- Mailings

und vieles mehr
(Politrabatt)

Oranis Offsetdruck
Hohenbühlweg 4
7002 Chur
Fon 081 252 45 92
Fax 081 253 63 03